

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1899

124 (30.5.1899) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 123



Nr. 123.

Karlsruhe, Dienstag, den 30. Mai

1899

Nachdruck der Originalaufgabe des Unterhaltungsblattes ist unterjagt.

Annemarie.

29

Roman von Mary Nisch-Kastner.

(Nachdruck verboten.)

Am Nachmittag des Begräbnistages fand endlich die Testamentsöffnung statt. Vor dem Rathhaus, das zugleich das Bezirksgericht beherbergte, hatte sich eine zahlreiche Menge angeammelt. Annemarie war vom Bürgermeister aufgefordert worden, sich zu dem Alte einzufinden. Jedenfalls hatte die Binderin sie mit einem Legat bedacht. Das war auch die allgemeine Ansicht der Menge, als man Annemarie ins Rathhaus gehen sah.

Hier sah sie sich einigen Herren gegenüber, dem Herrn Bezirksrichter, dem Gerichtsschreiber, dem Herrn Bürgermeister und noch einigen Honoratioren, die sie alle ganz seltsam anblickten. Annemarie mußte sich vor Verlegenheit nicht zu fassen, als man ihr sogar einen Stuhl anbot. Wie durch einen Nebel hindurch sah sie, wie man die Siegel des Testaments prüfte, allerlei Formalitäten vornahm — und dann hörte sie plötzlich deutlich die Worte: „Damit die Annemarie Kraps die ganzen Bergauer auslachen kann, vermache ich ihr mein zweistöckiges Siebelhaus auf dem Marktplatz, mit allem was drinnen ist, und außerdem 500, schreibe: fünfhundert Thaler Bargeld. Zur Bedingung mache ich, daß die Annemarie nicht den Bergauern ihre drechtige Wäsche wäscht, sondern mit den Kostbarkeiten und Antiquitäten, die ich hinterlasse, einen Handel anfängt. Sie war die einzige Person in Bergau, die mich nicht hinter meinem Rücken verpötte hat.“

Ein feierliches Schweigen trat ein, als der Gerichtsschreiber seine Vorlesung beendet hatte. Annemarie klopfte das Herz bis zum Hals hinauf; das Blut rann ihr siedendheiß durch die Adern. Und plötzlich hatte sie ein Gefühl, als höbe sich der Stuhl, auf dem sie saß, und flöge mit ihr durch die Luft.

Wie von fern tönte die Stimme des Herrn Bezirksrichters an ihr Ohr. Und richtig mußte er seine Frage zweimal wiederholen, ob sie die Erbschaft antreten wolle, ehe er eine Antwort erhielt. Zitternd bejahte sie. Und dann kamen sie alle auf sie zu und gratulierten ihr und drückten ihr die Hand. Der Bürgermeister hielt eine kleine, improvisierte Ansprache an sie, in der er ihr seine Hilfe anbot und etwas von ihrer und ihres Anton's „Rehabilitierung und Ansehens“, die trotz „böshafter Verleumdung“ an den Tag gekommen sei, die Rede war. Die Worte „geehrte Frau Kraps“ kamen sehr oft darin vor.

Auch die andern Herren sagten ihr viel Freundliches und „liebe Frau Kraps“ hier und „liebe Frau Kraps“ dort. Annemarie hatte garnicht gewußt, daß sie so viel Freunde in der Stadt besaß, die es so gut mit ihr meinten. Und alle wollten sie wissen, was sie jetzt mit ihrem Haus und ihrem Geld anfangen werde. Sie hätte vor Verlegenheit in den Boden sinken mögen und antwortete nur mit einem schüchternen Achselzucken.

Dann nahm sie der Apotheker beiseite und teilte ihr mit,

daß er nicht abgeneigt sei, ihr das geerbte „Häuschen“ abzukufen. Es müßte zwar für seine Zwecke völlig umgebaut werden, und eigentlich sei es doch schon recht alt und baufällig; aber er wolle es ihr mit tausend Thalern bezahlen. Solch' eine Gelegenheit käme so bald nicht wieder, und sie solle nur gleich zugreifen. Sie selbst werde es ja wohl nicht bewohnen wollen; für sie sei es ja wohl zu groß . . . und mit dem Vermieten sei es auch so eine Sache in einer kleinen Stadt. Annemarie hörte ihn ruhig an. Dann sagte sie kurz: Ich werd's mir überlegen.

Was ist da lange zu überlegen! Greifen Sie frisch zu, ehe es mich wieder reut!

Ich . . . ich thue nix ohne meinen Mann!

Ja, aber der ist doch in —

O, ich werd' ihm schreiben!

Sie wurde zwar rot, aber sie freute sich doch, daß sie es gesagt. Die Bergauer sollten nicht länger denken, daß sie ohne Nachricht von ihrem Manne, daß sie eine eheverlassene Frau sei, obwohl es ja leider so war.

Als sie das Rathhaus verließ, bildete die Menge ein Spalier, aus dem sich ihr Duzende von Händen glückwünschend entgegenstreckten. Blitzschnell hatte sich die Nachricht über ganz Bergau verbreitet und überall Sensation erregt.

Annemarie wollte so schnell als möglich nach Hause eilen, um mit sich allein zu sein und in Ruhe das große Ereignis und seine Folgen zu überdenken. Aber die Leute ließen sie nicht los; kaum hatte sie sich einer Gruppe entwunden, trat auch bereits eine andere auf sie zu. Und alle versicherten ihr, daß sie ihr — gerade ihr — das große Glück besonders gönnten.

Und dann wurde sie von den Krapsens abgefangen und im Triumphe in das Krapsenhaus geschleppt, wo Mutter Kraps in aller Eile mit Kaffee und Kuchen für eine improvisierte würdige Festfeier sorgte.

Schwiegertöchterle, wintelte sie und schwenzelte um sie herum, indem sie sie bald vorn, bald hinten tätschelte, Schwiegertöchterle, nimm Platz! Trink ein Täppl! Wirt in das Haus von der Binderin ziehen, Schwiegertöchterle?

Reiß noch net, antwortete Annemarie kühl.

Der Vater Kraps räusperte sich und sah von einem zum andern, ehe er anhub:

Tochter, paß auf, ich will Dir etwas sagen! Ich bin jetzt schon an die Sechzig, alzu kräftig bin ich net mehr. Aber ich will's für die eigene Schwiegertöchter auf mich nehmen — ich werd Dir Dein Vermögen und Dein neues Haus verwalten.

Als Annemarie das Opfer durch schweigendes Kopfschütteln ablehnte, wurden die Gesichter länger. Sollte sie etwa prozig sein? Aber Empfindlichkeit war jetzt nicht am Platz, und so lächelten sie und tätschelten sie unermüdlich weiter. Dieser Glücksfall in der Familie kam ihnen sehr zu paß, denn die Reputation hatte bedenklich gelitten. Ein Steckbrief war hinter dem Gutbesitzer Gruber hergegangen; und das Geschrei der Gläubiger wollte auch jetzt, nach einem Jahr, noch nicht aufhören, sodaß

sie sich ganz klein machen mußten, die Krapsens alle miteinander. Weißt noch nichts vom Anton? tuschelte die Mutter ihr vertraulich ins Ohr.

Annemarie schüttelte mit dem Kopf und kniff die Lippen zusammen. Nein, sie wußte nichts. Ihr letzter Brief, den sie an seine frühere Adresse geschrieben, war als unbestellbar zurückgekommen. Er wußte noch nicht einmal, daß seine Ehre wiederhergestellt war.

Das wenn er wüßte, von dem Haus und dem vielen Geld! sicherte die Mutter.

Ja, da mücht er wohl schnell kommen, wenn er das wüßt! höhnte Annemarie. Sie schien mit dem Erbe der Binderin auch deren Lebensweisheit in sich aufgenommen zu haben. —

Auf alle Ratsschläge und angebotenen Hilfeleistungen verzichtend, begann Annemarie ihren neuen Lebensweg zu gehen. Sie beschloß, das ererbte stattliche Haus am Marktplatz zu bewohnen. Der Herr Apotheker hatte vergeblich versucht, es zu erwerben; alle seine allmählich sich steigenden Gebote wies sie stolz zurück. Sie legte bei der sehr nötigen Säuberung und Renovierung selber tüchtig mit Hand an, und eines Tages zog sie, nach schwerem Abschied vom alten Leineweberhäuschen, mit ihrem Hausrat, dem Kind und einer alten Magd, die sie in ihren Dienst nahm, in das neue Haus ein. Am andern Tag hing auch schon ein Zettel an der Hausthür: „Hier ist ein Zimmer zu vermieten.“

Die Bergauer zuckten lächelnd die Achseln; aber sehr bald war das Zimmer bewohnt. Ein Ingenieur, der bei der Eisenbahnmessung beschäftigt war, derselbe, der Annemarie in Günstlingen ansprach, hatte es gemietet.

Um diese Zeit kam auch Heddy, und zwar als vollendete junge Dame, aus der Pension wieder nach Hause zurück. Sie erneuerte ihre Freundschaft mit Annemarie, ihrer einstigen Vertrauten, so stürmisch, daß sie nicht mehr ohne sie existieren zu können schien. Es gab ein so unaufhörliches Hin- und Herlaufen vom Sanatorium zum Biederhaus, daß es auffallen mußte. Und es fiel auf. Herr Doktor Erich Hartlieb wurde stutzig.

Zwei und ein halbes Jahr hatte er nun schon im Sanatorium und in Bergau zugebracht, fern von der Civilisation — so bezeichnete er es — und dem heitern Lebensgenusse. Ein Spießbürger war er geworden, ein Familienfimpel, mit Kartenspiel und Thee alle Abende. Und warum dies alles? Heddy's wegen. Oder vielmehr . . . nicht so eigentlich Heddy's, als des Sanatoriums und ihrer Mitgift wegen. Und es klappte auch alles prächtig. Er war seiner Sache vollkommen sicher — bis vor kurzem, wo das Mädel gespreizt und selbstbewußt aus dem Institut zurückgekommen war. Sie reagierte nicht mehr, weder auf Blicke noch auf Worte.

Wenn sie abschnappte?! Dieser Ingenieur Köhler, der da plötzlich auftauchte, hatte Besuch im Sanatorium gemacht. Dabei stellte sich heraus, daß Heddy und er sich von München her kannten. Der Bruder einer Schulfreundin war er.

Erich Hartlieb nahm sich vor, aufzupassen und vor allem augenblicklich die Hauptfische zu sichern. Zuerst, jetzt gleich, eine Werbung; darauf sogleich Verlobung und Hochzeit, damit nicht etwa die Früchte einer zweieinhalbjährigen Entfagung verloren gingen.

Bei einem abendlichen Spaziergange, zu dem er Heddy gegen ihren Willen mitschleppte, ging er ans Werk. Mit glühender Beredsamkeit schilderte er ihr die Freuden an seiner Seite und hielt um sie an.

Zwei Minuten später hatte er trotz seiner zweieinhalbjährigen Entfagung und Enthaltfamkeit einen kolossalen Korb erhalten.

Aber Cousine, Sie haben mich doch früher geliebt! sagte er enttäuscht. Glauben Sie, ich wisse das nicht?

Dann war ich eben früher eine kleine Gans! erwiderte Heddy mit vollster Ueberzeugung und ließ ihr „Ideal“ verblüfft stehen.

Mindestens acht Tage blieb Erich Hartlieb verduht und unsicher. Dann sagte er sich. Zuerst machte er einen, merkwürdigerweise nutzlosen Unterredungsversuch bei Mama Höberle. Diese suchte die Achseln; Heddy sei sehr selbständig zurückgekommen. Die Wahrheit war, der Neffe gefiel ihr nicht mehr so gut.

Also schön, damit war es nichts. Mehrere Wochen hatte Erich das so wohl geführte Steuer seines Lebensschiffchens verloren. Eines Tages fand er es wieder.

Im Sanatorium suchte die Witwe eines Rittergutsbesitzers,

eine Dame in mittleren Jahren, Heilung ihrer kranken Nerven. Die Verwaltung ihres Kiefigutes griff sie so an, vertraute sie dem hübschen, lebenswürdigen Arzte an, der sie behandelte. Erich's ganze männliche Unternehmungskraft erwachte. Da war ein warmes Plätzchen in Aussicht — noch ganz, ganz anders als hier.

Mit vollen Segeln stürmte er seinem Ziele zu. Die Nerven der hübschen Witwe waren noch nicht gesund, da krankte sie schon am Herzen. Er entfaltete seine ganze Kunst, um sie unheilbar zu machen, und es gelang ihm. Kurz vor ihrer Abreise stellte er sie seinen Verwandten und besonders Heddy, die das Unglück mit Fassung ertrug, triumphierend als seine Braut vor. Bald nach ihr reiste auch er ab und verließ Bergau für immer; allerdings nicht, ohne vorher von Annemarie Abschied genommen zu haben.

Als sie dem eigentlichen Urheber ihres Unglücks und jegigen Glücks mit ihrem kindlichen Lächeln die Hand reichte, überkam ihn fünf Minuten lang eine heftige Unruhe. Schade, schade, dreimal schade, daß diese Annemarie nicht die Rittergutsbesitzerin war!

Möge er warm sitzen; wir sehen ihn nicht wieder.
(Fortsetzung folgt.)

Moderne Inquisition in Spanien.

Ueber die Greuelthaten der modernen Inquisition in Spanien schreibt der Madrider Korrespondent der „Basler Nachr.“: Vor wenigen Tagen erschien in Barcelona ein „Diccionario hispanoamericano“, in welchem es unter dem Titel „Inquisition“ heißt, daß dieses Justizverfahren seit den berühmten konstituierenden Cortes von Cadix (1812) gesehlich nicht mehr angewandt werde, in Wirklichkeit aber immer noch in allerhöchster Praxis fortbesteht. „Gesehlich wird die Inquisition nicht mehr ausgeübt“, schreibt die ministerielle „Epoca“, dieses Wort muß uns mit Scham und Enttäuschung erfüllen.“ Mit anderen Worten, selbst ministerielle Verfügungen geben das Fortbestehen der Inquisition in offener Weise zu — für jemanden, der die spanischen Verhältnisse auch nur in oberflächlicher Weise kennt, ist dies kein Geheimnis. Seit Abschaffung der Inquisition hat sich nur die eine Aenderung vollzogen, daß die Funktionen der Mönche und berufsmäßigen Inquisitoren auf die Gendarmerie (Guardia civil) und die politische Polizei übergegangen sind und daß das einst gesehliche Justizverfahren zu einem von Liberalen und konservativen Regierungen geduldeten und gebilligten Verbrechen geworden ist.

Alle Welt weiß, daß die Verhafteten, ob schuldig oder unschuldig, auf dem Wege nach dem Gefängnis körperlich mißhandelt und in den Kerkern der Gendarmerie den entsetzlichsten Foltern ausgesetzt werden, um sie zu Geständnissen zu zwingen. Fast jeder in den Gerichten behandelte Kriminalfall beweist diese Thatfache, die von der Presse und selbst in amtlichen Berichten ständig gebrandmarkt wird. Dieser Umstand erklärt es, daß hier in Spanien niemand an den auf Montjuich, der Festung von Barcelona, begangenen Greuelthaten zweifelt und der Sache nicht solche Beachtung schenkt, wie dies im Auslande der Fall ist; man ist eben daran gewöhnt. Im Auslande hält man das Fortbestehen der Inquisition einfach für undenkbar. Die Enthüllungen der „Vida Nueva“ werden darum außerhalb der spanischen Grenzen einen weit größeren Eindruck machen, als hier, wo man die mitgetheilten Greuelthaten einfach für etwas Selbstverständliches hält. Wenn kein Impuls vom Auslande kommt, so ist kaum zu erwarten, daß etwas Wirkames gegen die spanische Inquisition unternommen wird. Der Klerus und seine Presse erwähnt der Greuelthaten von Montjuich mit keinem Worte und hat die Aufforderung der liberalen Presse, zu der Frage Stellung zu nehmen, einfach unbeantwortet gelassen. Republikaner und Liberale veranstalten Volksversammlungen, aber ihre Beschlüsse sind einfach illusorisch, da sie selbst nicht das Allgeringste zu ihrer Durchführung thun.

Doch kommen wir zur Schilderung der Greuelthaten von Montjuich, wie sie von „Vida Nueva“ (Neues Leben) mitgeteilt werden. Wir dürfen vorausschicken, daß genannte Zeitung ihren Artikel aus amtlichen Akten entnommen hat, und daß niemand an der Echtheit der Enthüllungen zweifelt. Aus Anlaß des fluchwürdigen Bombenattentats vom Juni 1896 in Barcelona wurden in der willkürlichsten Weise einige 400 Personen verhaftet, obwohl nicht die allergeringsten Verdachtsmomente gegen dieselben vorlagen. Für jeden eingelieferten Gefangenen erhielten die Polizeibüffel eine Belohnung von 25 Psetas; weiter wurde für die Entdeckung des Verbrechens eine Prämie von 100 000 Psetas ausgesetzt. Aber alles war vergeblich. Es vergingen 58 Tage, ohne daß man eine Spur des Urhebers des Verbrechens aufgefunden hatte. Die Regierung war in hohem Maße unzufrieden mit der Thätigkeit der politischen Polizei und machte daraus kein Geheimnis. Man entschloß sich daher zur systematischen Anwendung der Folter. Auf Montjuich wurden sieben unterirdische Kerker zu diesem Zwecke hergerichtet und der Gendarmereileutnant Portas

und 8 Gendarmen zu Inquisitoren ernannt. Diese legten ihren Namen ab und redeten sich in Gegenwart der Gefangenen nur noch mit Nummern an.

Am 4. August 1896 begann die Inquisition ihre Tätigkeit. Drei Gefangene wurden in das entlegenste unterirdische Verließ gebracht. Man legte ihnen Handschellen aus Blech an und schnürte die Ellenbogen auf dem Rücken zusammen, sodass die scharfen Ranten des Blechs sich ins Fleisch der Handgelenke einschneideten. Dann veranlasste man die so Gefesselten zu ständigem Lausfröhren, wozu man sie mit unaufhörlichen Peitschenhieben ermunterte. Das Essen und der Genuß des Wassers wurde den Gefangenen vollständig entzogen, sodass sie sich nach Verlauf einiger Tage wie Wahnsinnige gebärdeten, wenn sie es nicht schon waren. Drei Tage lang ließ man sie ohne Schlaf, indem man sie mit Peitschen oder mit glühenden Eisen zum Aufstehen zwang, wenn sie vor Erschöpfung zusammengebrochen waren. Die Inquisitoren lösten sich alle zwei Stunden ab und trieben mit ihren unglücklichen Opfern die schrecklichsten Spässe. Einem armen Menschen, dem man drei Tage lang keinen Tropfen Wasser gereicht hatte, gab man reinen Spiritus zu trinken, sodass er unter furchtbarem Gebrausch zusammenbrach. Ein anderer Gefangener wurde dabei überrascht, als er die feuchten Wände seines Kerkers ableckte und erhielt für dieses Verbrechen so viele Peitschenhiebe, bis ihm das Bewußtsein schwand; noch ein anderer trank den Inhalt einer Nachtlampe, welche zur Erleuchtung seines Verließes diente. Waren die Qualen des Hungers und des Durstes unerträglich und baten die Verzweifelten, deren Lippen eine Kruste geronnenen Schaumes überzog, um Wasser, so bot man ihnen stark gesalzenen Stockfisch an, den sie aber ablehnten, weil sie die Qualen des Durstes fürchteten, oder man jagte ihnen: „Sprich und beichte, was wir Dir sagen, und Du wirst trinken!“

Nur wenige waren diesen Martern gewachsen und beichteten alles, was man von ihnen verlangte, um weiteren Folterungen zu entgehen. Andere blieben aber standhaft, bis sie endlich vor vollständiger Erschöpfung zusammenbrachen und erst nach vielen, vielen Stunden das Bewußtsein wieder erlangten, um neuen Qualen ausgesetzt zu werden, da ihre Bitten, sie zu töten, unerhört blieben. Die Unholde warfen sich auf ihre Opfer, rissen ihnen die Beine auseinander und trieben den schandbarsten Spott mit den Unglücklichen, den man aus Anstands Rücksichten lieber nicht beschreibt. Schrie der Gemarterte vor Schmerzen auf, so wurde ihm ein Knebel in den Mund gelegt, sodass er nur noch keuchen und stöhnen konnte. Allenmäßig ist festgestellt worden, daß man den Gemarterten gewaltigem Gebrechen beibrachte. Eines der beliebtesten Foltermittel war die „Trilla“, d. h. man ließ die Gefangenen, an einer Schnur befestigt, stundenlang in einem engen Kreise herumlaufen, bis sie zusammenbrachen. Einem dieser Unglücklichen gelang es, seinem Henker zu entweichen und sich den Schädel an einer Wand des Kerkers zu zerschmettern. Eine weitere Qual bestand darin, daß man die Gefangenen auf den Boden warf und fesselte, um ihnen zugespitzte Holzkeile zwischen das Fleisch und die Nägel der Füße einzutreiben, sie herauszureißen und wieder einzutreiben. Das entsetzliche Folterinstrument ist vielleicht eine Art „eiserne Maske“. Ohne Abbildung ist es allerdings sehr schwer, eine Vorstellung von diesem Apparat zu geben. Derselbe besteht aus verschiedenen eisernen Schienen, welche sich um den Kopf legen und zwischen Lippen und Kinnladen eintreten; von einer mächtigen Schraube angezogen, bewegen sich alle Schienen gleichmäßig, quetschen den Kopf von allen Seiten und trennen die Kinnladen von ihrem Fleische. Um die Erstichung zu verhindern, legt man den Opfern eine Röhre in den Mund, welche das Atmen ermöglicht.

Das ist die moderne Justizpflege in Spanien. Wenn Lord Salisbury die spanische Nation im verflossenen Jahre als eine dem Tode geweihte bezeichnete, so ist er nach Ansicht des „Liberal“ durchaus nicht scharf und hart genug in seinem Urteil gewesen; wir verdienen ein noch viel härteres Urteil und eine exemplarische Strafe, wenn wir uns nicht aufrufen, um den Schandfleck auszulöschen, der uns in den Augen des civilisierten Europas besudelte, und unser Ansehen, das wir vollständig und mit Recht verloren haben, wieder herzustellen.“

Ob dies der Fall sein wird, ist mit Recht zu bezweifeln. Die Regierung findet noch keine Veranlassung, die Revision des berüchtigten Anarchistenprozesses anzuordnen und eine Anklage gegen die Inquisitoren zu erheben. Sie begnügt sich vorläufig mit einer neuen Untersuchung, um sich selbst und das gleichgültige Volk zu täuschen und die Revision des Prozesses zu verschleppen. Und Sagasta und seine Kreaturen lassen sich dies ruhig gefallen, obwohl sie im verflossenen Jahre eine Untersuchung der Greuelthaten von Montjuich unternommen und die darauf bezüglichen Akten dem obersten Staatsanwalt übergeben haben. Letzterer fand aber keine Zeit, um die Inquisitoren auf die Anklagebank zu bringen. Das Volk wird dies gewiß nicht fordern, wenn die Regierung ihm noch weitere Stiergeheute in diesem Monate gewährt, obwohl bis zum heutigen Datum schon 7 stattgefunden haben und noch mindestens 4 oder 5 stattfinden werden. Inquisition, permanentes Stiergeheute, systematische Verhöhnung aller erworbenen und erbten Rechte,

absolute Willkürherrschaft, Jesuitenlöcher, die wie Pilze aus der Erde schießen, Staatsbankrott und ein apathisches, indifferentes und indolentes Volk — das ist das moderne Spanien am Ausgang des 19. Jahrhunderts und das so weiter dauern wird, wenn man ihm nicht ein Ende bereitet.

Litterarisches.

* In der Serie von Artikeln „Aus Rheinischen Städten“ die gegenwärtig als willkommener Vorbote der Reisesaison in der besagten illustrierten Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ (Stuttgart Union Deutsche Verlagsgesellschaft) zur Veröffentlichung gelangt, sind jetzt (Heft 18/19) die Studien über „Königswinter“ und „Neuwied“ erschienen, deren glänzender illustrativer Schmuck so recht geeignet ist, ein lebensvolles Bild von den geeigneten Ufern unseres prächtigsten Stromes zu geben. Das „Vom Fels zum Meer“ seinen Lesern eine ebenso gebiegene, wie vielseitige Lektüre bietet, beweisen aufs neue die vorliegenden Hefte, die ein jeder wegen ihrer schmucken Ausstattung mit Vergnügen in die Hand nehmen wird. Da finden wir, um bei den Schilderungen von Land und Leuten zu bleiben, weitere Artikel über Serbien (Belgrad) und Norwegen (das Badreisthal), über Holland (die van Marckenschen Arbeiterwohnungen in Delft), da leuchten uns Bilder entgegen wie „Straßenleben in Kiautschou“, „Baumböcke in der Heimat“ etc. Von den belehrenden und unterhaltenden Aufsätzen seien genannt: „Symbiotische Gewächse“, eine Studie, die von größtem Interesse für den Landmann und Gärtner ist, „Unser Kunstgewerbe“ IX. Beleuchtungsörter, eine Fundgrube für praktische Zimmerausstattung, Naturerscheinungen in den Bergen, „Reiterpiele“ etc. Von nachhaltigem Eindruck ist Heffens „Glück in der Liebe“, eine graziose Plauderei, die weltmännische Erfahrung mit höchstem sittlichen Ernst verbindet und von allen Müttern gelesen werden sollte. Auch der Romanentwurf enthält Werte von hohem Interesse: Gabriele Reuters unvergleichliche Studie aus dem modernen Leben „Frau Bürgeln und ihre Söhne“ geht ihrem Ende entgegen, während ein Dresdener Sittenbild „Der Wohlthäter“ von B. Wolters spannend einsetzt. Daneben läuft noch ein elsässischer moderner Roman „Stille Wasser“ von Hermann Stegemann, wohl dem begabtesten Vertreter des litterarischen Jung-Elzas. Im „Sammler“ wird in umfassender und geschmackvoller Weise über alle Tagesereignisse berichtet; namentlich erfreuen sich die Berichte aus dem Gesellschaftsleben der lebhaftesten Wertschätzung unserer Damenwelt, die auch für die fein abgestimmten und gut illustrierten Modeberichte des Blattes volles Verständnis gefunden. Die künstlerische Form des Illustrations schmuckes von „Vom Fels zum Meer“ ist allseitig bekannt; sie offenbart sich in den vorliegenden Hefen wieder aufs glänzendste.

Berühmtes.

Fürst Bismarck am Rücktrittstage. Eine soeben erschienene englische Bismarck-Biographie, deren sonstiger Wert wenig beträchtlich ist, veröffentlicht eine Zuschrift Sir David Dales, eines der britischen Vertreter bei der Berliner Arbeiterkonferenz, der durch Zufall Gelegenheit hatte, in der Umgebung des Fürsten während der peinlichsten Stunden seines Lebens zu weilen. „Bei meiner Ankunft in Berlin“, so erzählt Dale, „fand ich im Gasthof eine Einladung des Fürsten Bismarck für den folgenden Sonntag vor. Auch meine englischen Kollegen hatten sämtlich Einladungen erhalten. Die Gesellschaft bestand demgemäß aus dem Reichskanzler, der Fürstin Bismarck, dem Grafen Herbert und Dr. Schweninger; außerdem aus Sir John Gorst, Sir W. Houldsworth, Sir Charles Scott und mir selbst. Als der Fürst nach dem Essen im Salon seine lange Pfeife rauchte, wurde ihm ein Brief überbracht. Als bald verließ er das Zimmer. Ueber eine Stunde verging, ohne daß er zurückkehrte. Schließlich ging Graf Herbert, um zu sehen, was seinen Vater fernhalte und kam mit der Botschaft wieder, Fürst Bismarck unterhandle mit zwei Abgesandten des Kaisers und bitte seine Gäste, beim Fortgehen sich durch das betreffende Zimmer zu bemühen, damit er ihnen Adieu sagen könne. Wir verabschiedeten uns darauf von der Fürstin und wurden vom Grafen Herbert in ein Zimmer geführt, wo wir den Reichskanzler und zwei Herren in Uniform fanden. Der Fürst sagt uns ungemein herzlich Adieu, seine Miene und sein Benehmen verrieten keinerlei besondere Erregung. Erst am folgenden Morgen erfuhren wir, daß wir unbewußt Zeugen eines weltgeschichtlichen Vorganges gewesen waren, daß am Abend vorher die beiden kaiserlichen Adjutanten den Auftrag gehabt hatten, den Reichskanzler daran zu erinnern, daß sein ein oder zwei Tage vorher mündlich ausgesprochenes Abschiedsgefuhr noch immer keine schriftliche Bestätigung erfahren habe. Während der nächsten zehn Tage sahen wir Mitglieder der Arbeitskonferenz von den Fenstern unseres Beratungszimmers im Reichstanzlerpalais aus all das Kommen und Gehen mit an, welches die große Krisis mit sich brachte, schließlich auch die durch die Teilnahme der Berliner Bevölkerung so überwältigende Abreise des Fürsten aus der Reichshauptstadt, mit der seine amtliche Laufbahn abschloß.“

Darlehensgesuche von Mädchen und Frauen. Oeffentliche Darlehensgesuche von Mädchen und jungen Witwen sind in den Lokalzeitungen nicht selten — was steckt dahinter? Der Dresdener Frauenverein zur Hebung der Sittlichkeit hat sich diese Frage gestellt und damit die Aufgabe, solchen bedrängten Personen zu helfen. Der Verein hat seit 1896 durch 10 Damen 219 Hilfe begehrende Personen aufsuchen lassen, 49 verlassene

Frauen und Witwen, sowie 170 Mädchen. Viel Erfolg hat der Verein aber nicht gehabt. Die Darlehen und Geschenke wurden angenommen, einige Empfängerinnen waren und blieben auch dankbar. Oft aber schien nicht Not, sondern Lust nach Abenteueru Grund des Darlehensgesuches zu sein. „Aus vielen Briefen sprach eine krankhafte Sehnsucht nach den Freuden und Aufregungen der Welt.“ „Viele konnten nicht geholfen werden, weil sie sich nicht helfen lassen wollten. Einige konnten sich nicht entschließen, ihre Adresse anzugeben. Andere verweigerten jede Auskunft und zeigten deutlich, daß sie sich die Sache anders gedacht hatten. Einzelne mußten der Polizei überwiesen werden. Die Zahl derer, mit denen wir noch in Verbindung stehen, ist nur gering. Eine Zeitlang bemühen sie sich, ihre Schulden zurückzahlen, dann bleiben sie weg, und Erkundigungen ergeben, daß sie fortgezogen sind, ohne ihre Adresse zu hinterlassen.“ Es kommt aber auch vor, daß diese Frauen die Anzeige nur aus Not ohne Nebengedanken aufgeben und dann erst durch die eingelassenen Briefe über die erwarteten Gegenleistungen belehrt werden; man darf also nicht bei jedem solchen Gesuche eine Verschleierung der Absicht wittern.

Wer war Goethe? Aus den „Dichter-Biographien für das katholische Volk“, herausgegeben auf Anstiften der Finsteraaralchlicher Bischofskonferenz vom Pfarrer Eugénisland, teilt die dieswöchentliche „Münchener Jugend“ folgende, die ultramontane Geschichtsfälschung treffend persiflierende Charakteristik Joh. Wolfgang Goethes mit: „Goethe war, die Wahrheit muß leider gesagt werden, ein großer Dichter, aber ein niedriger Mensch. Er wurde am 11. November 1659 zu Kamenz in Ostpreußen als der achte Sohn eines Protestanten geboren. Was Wunder, daß er schon als Knabe Köpfe zerquetscht, wiederholt eine schmutzige Nase hatte und abends nicht zu Bett wollte. Seine spätere Lasterhaftigkeit bereitete sich eben schon in der Kindheit vor. Mit 25 Jahren bezog er die Universität in Weimar, um lehrerliche „Theologie“ zu studieren; er fiel aber durch, wurde wegen Paletodiefstahls relegiert und ergriff nun den Beruf eines Hausierers. Er verführte dann im Laufe seines kurzen Lebens 347 Frauen und Jungfrauen, die er darauf entweder vergiftete oder durch seinen Freund Kogebue heimlich ertränken ließ. Den Tod seines „Freundes“ Schiller hat er ebenfalls auf dem Gewissen, indem er in hinterlistiger Weise eine Art von lyrischen Gedichten machte, die Schiller nicht konnte. Mit hämischer Bosheit schrieb er dann nach Schillers Tode noch den „Epilog zu Schillers Glocke“. Er lebte in wilder Ehe mit einem Fräulein v. Klettenberg, die in der Literaturgeschichte auch Frau Kat genannt wird. Nachdem er noch eine Stange Gold gestohlen hatte, übermältigte ihn die Finsternis der Hölle; er schrie angstvoll „Mehr Licht!“ und starb am 3. Mai 1859. Die größte Gemeinheit, die er verübte, war die Entdeckung des Zwischentiefers. An Büchern schrieb er folgendes: „Das Nibelungenlied“, „Ardinghello“, „Lumpenmüllers Lieschen“, „Emilie“, „Kosmos“ und „Der Probepfeil“. Das katholische Volk hat ihm nichts zu danken und sollte nichts von ihm lesen als das kleine, schlichte, einem wahrhaft kirchlichen Gemüt verständliche Lied von der Wassermaus und Kröte. Amen.“

Wenn der Piccolo Scherze macht. Vor kurzem hatte in Passau ein Weinreisender ein junges, hübsches Weibchen heimgeführt. Nach einigen, im süßen Wonnerausch jungen Eheglücks verlebten Wochen mußte er wieder auf die Tour. Vor seiner Abreise mußte er seinem Weibchen ein Postkartenalbum kaufen und ihr versprechen, von jedem Orte, den er berührte und der sich in malerischer oder historischer Beziehung hervorthat, eine Karte zu schicken. Der junge Ehemann versprach alles und reiste ab. Regelmäßig in bestimmten Zeiträumen trafen die Karten ein. Eines Tages kam aus Radesheim eine Karte an, auf die der junge Gatte den bekannten Vers geschrieben: „Ja, nur am Rhein, da möcht ich leben — ja nur am Rhein begraben sein.“ — Darunter mit Blei stand anscheinend von Damenhand: „Ihr Männchen ist ein lieber, prächtiger Kerl. Betty.“ — Die junge Frau geriet in eine furchtbare Aufregung und sah ihren Mann schon in den Schlingen einer herzlosen Kofette. Alles Zureden ihrer Mutter und Verwandten, daß sich ganz sicher jemand einen schlechten Scherz erlaubt, half nichts. Sie bestand darauf, sofort zu ihrem Mann zu reisen. Es kam jedoch nicht dazu, denn am nächsten Morgen lag die junge Frau im heftigen Fieber. Die Aufregung hatte so schädlich auf sie eingewirkt, daß sie ernstlich am Nervenfieber erkrankte. Der empöerte Gatte, dem man davon Nachricht gegeben und die ominöse Karte geschickt hatte, sorgte sofort nach dem Urheber des unzeitigen Scherzes. Da stellte sich denn heraus, daß der Piccolo des Hotels der Mißthäter gewesen. Er wurde vom Hotelier sofort weggejagt.

Emmenthalisches Weiberschießen. In dem durch die Schriften von Jeremias Gotthelf auch litterarisch bekannt gewordenen bernischen Emmenthal hat sich bis auf diesen Tag ein Weiberschießen erhalten. Es findet abwechselungsweise in den Ortsgemeinden Langnau, Sumiswald und Burgdorf statt. Diese eintägigen Schützenfesten führen den Namen Weiberschießen, weil jeder Schütze, er sei ledig oder im Besitze einer Frau, verpflichtet

ist, in weiblicher Begleitung beim Schießen zu erscheinen. Die an Weiberschießen sich beteiligenden Frauen und Jungfrauen ziehe im Schritt und Tritt, wie ein Verein, durch den festgebenden Ort. Die Frauen des Festorts laden sämtliche weibliche Teilnehmer zu Kaffee und Kuchen ein. Am Abend vereinigen sich die Schützen mit den Frauen und Mädchen des Festorts und ihren eigenen Genossinnen zu einem fröhlichen Mahl. Nachher wird ein Feuerwerk abgebrannt und die ganze Nacht getanzt; nicht selten führen die Weiberschützen zu Verlobungen. Auf diesen Festen geht es unso gemütlicher zu, als die meisten Teilnehmer einander persönlich kennen.

Das Abenteuer der Modistin. Aus Paris, den 26. Mai erzählt man der „Magd. Z.“: Eine junge Modistin, Adelaide C., hatte gestern ein eigenartiges Abenteuer. Sie fuhr mit dem Omnibus Clichy-Odeon nach dem anderen Ufer. Unterwegs stieg ein eleganter junger Mann mit einem prachtvollen Diamantring an Finger ein und kam neben sie zu sitzen. Adelaide betrachtete lang das Funkeln des kostbaren Kleinods. Als sie am Odeon-Platz ausstieg, bemerkte sie zu ihrem Schrecken das Fehlen ihres Portemonnaies. Dafür fand sie aber zu ihrem nicht geringen Ersäune den Diamantring in ihrer Tasche, den der elegant gekleidete Dieb beim Diebstahl des Portemonnaies darin verloren hatte. Letzters enthielt 92 Fres. Der Ring dagegen ist 1500 Fres. wert.

Engländer und Amerikaner. Aus London, 24. Mai wird uns geschrieben: Ein gewisser englischer Graf reist auf der Canadian Pacific-Eisenbahn und hat im Schlafwagen nur eine einzigen Gefährtin, dem wir den nicht ungewöhnlichen, aber desto schöneren Namen Higgins, Silas P. Higgins geben wollen. Frühmorgens wird Silas P. gesprochen. „Sie sind wohl das, was man einen Lord nennt?“ Das wurde von dem vis-à-vis zugestanden. „Sie sind vielleicht ein Graf?“ Lord A. erwidert: „Ja, ein englischer Graf, es muß Ihnen aber nicht unangenehm sein.“ — „Sie sind wohl ein reicher Mann?“ Sie könnten gewiß so 100 000 Doll. hinlegen zum Beispiel,“ meint hierauf Silas P. Higgins, mit einer Betonung in der Stimme, welche der üblichen Ehrfurcht eines freien amerikanischen Bürgers gegenüber einem Mann mit Geld Ausdruck verleihen sollte. „Sie könnten wohl auch 200 000 Doll. nur so hinlegen, ohne damit etwas böses andeuten zu wollen.“ meint nun der ehrliche Silas P. weiter. Lord A. erwidert: „Beim sein muß, ja,“ und sieht sein vis-à-vis forschend an. „Dann,“ erwidert der Amerikaner, indem er sich zu einem neuen Schlüsschen zurecht macht, — „würde ich, wenn ich ein Graf wäre und all diese schönen Dollars hätte, höchst wahrscheinlich meinen eigenen Schlafwagen haben, besonders wenn ich so schnarchte wie Sie, Mylord.“

Humoristisches.

Zeitungsnum. o. r. Das „Lindenberger Tagblatt“, Anzeigenblatt für die Gemeinden des tgl. Bezirksamts Lindau vom 13. Mai berichtet aus Saarbrücken: „Ein janzüchtiges Weib, seit Jahren in der ganzen Umgegend als solches bekannt und verfaßt, hat im Dorfe Massagettes dem Bauer Bassalac, der ihr, wie sie behauptet und er verneinte, seit 16 Jahren 2 1/2 Fres. schuldet, im Jörn den Regenschirm durchs Auge ins Herz gestochen.“ Eine furchtbare und zugleich sehr geschickte Frau, die so etwas fertig bringt! Wahrscheinlich hat sie den Schirm, als seine Spitze im Herzen des unglücklichen Burmes stat, auch noch aufgepannt. — Das „Dorgelomer Tageblatt“ (Nr. 108) meldet: „Stettin. Der erste Staatsanwalt, Herr Lehrer Blume hier selbst ist zum Reichsgerichtsrat ernannt worden.“ Wer als Lehrer thätig ist und nebenher noch die Geschäfte eines Staatsanwalts befüßt, muß ein tüchtiger Arbeiter sein. — Im Graudenger „Geselligen“ vom 14. Mai findet sich folgende Anzeige: „3jähr. Fuchsbengst vom Trakehner Hauptbesitzer Janfaro und eine Halmstute 5 Fuß, 3 Zoll, hochreelles, kompaktes Pferd, zum Waterpferd geeignet, steht verläßlich in Jersau bei Rastenburg, Ostpr.“ Selbst in Ostpreußen, wo die Pferdejuden in so großer Blüte steht, kann aus einer Stute, und wäre es auch eine Halmstute, nicht ein Waterpferd werden. In Ostpreußen scheinen allerdings sehr sonderbare Pferde vorzukommen. Ein Zinserat in Nr. 112 des „Geselligen“ lautet: „Einen alten ausgedienten Bonny (Kinderfrau) für Jungens zum Reitenlernen sucht Dom. Desnitten bei Reichenbach, Ostpreußen.“ — Der „Wiesbadener General-Anzeiger“ (Nr. 105) teilt mit: „Großfeuer meldeten gestern Abend die Sturmglocken unserer Stadt. Es brannte auf dem Zimmerplatz des Feuerweckers Becker in der Dohheimerstraße. Die rasch herbeigeeilte Feuerwehr unterdrückte den Brand sofort, jedoch ein großer Schaden entstanden ist.“ Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn die Feuerwehr, die sehr rücksichtslos vorgegangen sein muß, den Brand ruhig hätte gewähren lassen. (Aus dem Briefkasten des „Kladderadatsch“.)

Pech. Tourist: „Das nenn' ich Pech! Jetzt bin ich 12 Meter heruntergeglügelt und kein Mensch hat's gesehen! . . . Nun glaubt's mir wieder niemand!“

Verantwortlicher Redakteur: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Dirschgasse 9.